

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 15

Altena, den 21. April

1 31

an die Kampfanlage des Ritters Desloges an die graue Kinnade. Weniger bekannt ist es, daß der Handschuh im Sackenspiegel als Symbol bei der Gründung einer Stadt eine Rolle spielt, und daß manche Universitäten bei der Verleihung der Doktormürde neben dem Put dem Doktoranden auch ein Paar Handschuhe überreichen. Unter der Königin Elisabeth von England bestand die Sitte, Wittschriften Handschuhe beizugeben, die man mit Münzen füllte, um gefügigere Gönner zu finden. Im allgemeinen war der Handschuh immer das Zeichen einer besonderen Würde und besonderen Vergünstigung. Die große Dame, die auf dem Hofe stand, trug den Handschuh, der die Hand der Königin trug, den Handschuh in die Höhe warf. Beim Reiten, Wandern und Abhocken, was sollte da der Handschuh. Und nun scheint der Handschuh zu kommen. Die „Dame“ kommt wieder zu ihrem Recht. Zum langen Schleppschuh gehört der lange Handschuh, der nun dekorativ der Farbe des Kleides entsprechen soll. Bei den großen Feiern zum Tanz wird der sehr lange Handschuh getragen, oft in zarten Pastellfarben hellgrün oder rosa, der Hand durchbrochen oder mit gelochten Mustern verziert, Knöpfe gibt es nicht, die elegante Frau trägt nur den Handschuh. Neben dem hellfarbigen ist der schwarze Handschuh sehr beliebt mit weißen Kurbelstrichen und oft sehr großen Stulpen, die ganz mittelalterlich anmuten und sehr dekorativ wirken. Sollen wir, daß dieser sehr verzierte und prunkvolle Handschuh nicht das Symbol einer Zeit werde, in der wieder die „Dame“ an die Stelle der schaffenden Frau tritt, doch bevor bewahrt uns die Not der bitteren Zeit. So mag er gelten als krause Modelaune und Schmach für festliche Stunden.

S. Bulle.

Zweimal wöchentlich Spinat

Sie meinen, das sei des Guten zu viel, zweimal in der Woche Spinat? Aber Sie wollen freundlich bedenken, daß Spinat das gesündeste Gemüse ist, nicht nur wegen des hohen Eisens- und Vitamingehaltes, sondern weil es kalorienreich und deshalb geeignet ist, die so schädlichen Säureüberschüsse im Körper unschädlich zu machen bzw. zu entfernen. Ja, ich weiß, was Sie jetzt antworten: „Das ist alles schön und gut, doch mein Mann und auch die Kinder, für die ich den Spinat besonders geschätzt habe, mögen sich nicht viel daraus; sie fressen, er schmeckt nach nichts.“ Wenn Sie einmal die nachstehenden Rezepte probieren, wird sich dieses Urteil bestimmt ändern.

Zunächst möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Spinat nicht in der leider allgemein üblichen Weise zubereitet werden darf, d. h. in reichlich Wasser gekocht, das nachher fortgelaufen wird. Damit werden dann auch die Mineralien (Salze) fortgelaufen, und das Gemüse wird fast ganz wertlos. Die kluge Hausfrau, die etwas von Ernährungswissenschaft versteht, wird möglichst alle Gemüse mit nur wenig Wasser dünsten, so daß nichts fortgelaufen zu werden braucht. Wichtig ist, daß der Spinat gut gewaschen und gründlich gewaschen ist, so daß keine Spur von Sand mehr darin enthalten ist. Auch darf er nicht zugebackt werden, da er sonst seine schöne grüne Farbe verliert.

Das einfache Spinat-Gemüse gewinnt pikanten Reiz, wenn man kurz vor dem Anrichten etwas geriebene Zwiebel, Muskatnuss und feingehackten Schnittlauch darunter mischt. Auch mit feingehacktem Dill entwickelt er neuen Wohlgeschmack, und zur Dekoration wird er mit selbstzubereiteter Sardellenbutter.

Spinatpuffer. Der weichgedünste Spinat wird feingewiegt oder durch die Maschine getrieben, dann kommt dazu etwas Salz, Muskat (der fortbleiben kann, falls man den Geschmack nicht mag), geriebene Zwiebel, ein Ei zu je einem Pfund Spinat, eine Pfefferspitze Zimt, etwas Milch und so viel Mehl, daß man einen nicht zu dicken Brei erhält. Nun noch ein wenig Backpulver dazugeben und von der Masse in heißem Fett Puffer gebaden, genau wie Kartoffelpuffer.

Spinat mit Eiern, gebacken. Eine Form wird mit reichlich geriebener Semmel, die in Butter gemischt wurde, ausgestreut; dann gibt man die Hälfte von dem gedünsten gewiegten Spinat hinein, darauf einige hartgekochte, der Länge nach zerschnittene Eier. Nun gießt man etwas einfache weiße Soße darüber, reibt mit den Fingern darauf und wiederholt die Reihenfolge. Zum Schluß gebuttertes Semmelmehl daraufstreuen und das Ganze im heißen Ofen backen, bis es schön hellbraun ist.

Zur Geschichte des Strumpfes

Selten hat die Mode ein Bekleidungsstück so stark in den Vordergrund des Allgemeininteresses gebracht, als der kurze Frauenrock den Strumpf. Länge, Musterung, Material, kurz alle erdenklichen Variationen finden wir in der Art seiner Aufmachung und seiner Form. Socken, halblange Strümpfe, Wadenstrümpfe, Sportstrümpfe mit umgerollten Ranten usw. gelten heute als selbstverständliche Auswahl.

Und seit wann ist der Strumpf in Gebrauch? Die primitiven Naturvölker, selbst heute noch außer den Afrikanern viele Indier und Südamerikaner, gehen Strumpfloß.

Uns aber ist der Strumpf an sich etwas so selbstverständlich Notwendiges, daß wir uns selten den Kopf über seinen Ursprung zerbrechen.

Mit der „Erfindung“ des Strumpfes ist es ähnlich bestellt wie mit dem Ei des Kolumbus. Als im Mittelalter die Wälderhöfe für das männliche Geschlecht modern war, ein an sich sehr schwerlich auszuführendes Kleidungsstück, kam ein unbekannter auf die einfache Idee, dieses Monstrum von Strumpfhose in der Mitte durchzuschneiden.

Die Formwandlung war gegeben. Das Beispiel fand Nachahmer und zwar so zahlreich, daß sich der Strumpf ohne weiteres in immer weiteren Kreisen einbürgerte. Denken wir nicht, daß die damaligen Strümpfe, ähnlich den unseren gestrickt waren. Die Kunst war noch unbekannt, es war eine mühsame Arbeit, dies Strumpfanfertigen und verlangte äußerster Geschicklichkeit, sonst gab es Risse und Unebenheiten, die das Strumpftagen zur Qual machten. So waren die Strumpfhändler gesucht und die Strumpfpresse überaus hoch. Erst als im 1589 den Strumpfwirkerstuhl in England erfand, wurde die Fabrikation der Strümpfe aufgenommen und damit der Ausfall zum späteren Aufschwung gegeben.

Auch kamen die veredelten Männermoden dem Strumpfluxus entgegen. Es gab Bischofstrümpfe, Ornamentstrümpfe für die Gesellschaft, porgeschriebene Strümpfe für die verschiedenen Höfe und das Beamtentum, für die Gesellschaft. Dabei stand immer die Männermode im Vordergrund, solange kurze Hosen und Schnallenhosen zeitgemäß blieben.

Das Material für den vornehmen Strumpf war von jeher Seide. In der Beziehung ist nur insoweit eine Wandlung gekommen, als heute der kunstseidene Strumpf dem echten Seiden eine bedenkliche Konkurrenz macht.

Mit der kurzen Rockmode der Frau stand ursprünglich die Bekleidung des Frauenbodens im Vordergrund des Allgemeininteresses. Ein wunderbarer Aufstieg begann — und das Schönste sind heute die überaus reichhaltigen und erstaunlich vielfachen Formenkompositionen, die uns aus jeder Ausgabe verlockend entgegenkommen.

Mit dem langen Gesellschaftskleid steht die Strumpfmode an einer Wende und wird wieder zu schlichtem edlen Material ohne besondere Verarbeitung übergehen. Anders dagegen die Sport- oder andere Zweckgebrauchstrümpfe. Da hat die Phantasie noch einen weiten Spielraum und kann selbstwillig unbekannte Nuancen an Farben, Zierat oder Formen bringen. Natürlich fertigt heute ausschließlich die Maschine unsere Strümpfe an. Vor hundert Jahren war es anders. Der Strumpf war unserm Vorgeschieden das Symbol der Fräulichkeit. Unsere Großmütter lebten ihren Stolz darin, kräftige und doch schöne Strümpfe zu stricken. Viel Zierliches und Hübsches finden wir im Wiedemeierstrumpf mit seinen Mustern, in bunt und Perlenschnur, die viel Geschick erforderte. Auch später noch war das Strumpfstricken salonfähig. Die Mutter strickte für ihr Kind, die Großmutter für ein Enkelkind, überall klapperten lustig die Nadeln, und die viele Stopperei erübrigte sich bei der soliden Anfertigung. Wie wunderbarlich malt noch Wilhelm Busch eine Morgenidylle aus Großmutterns Zeit:

Bei eines Strickstrumpfs Bereitung
Er liebt die Frankfurter Zeitung
und teilt ihr das Nötige mit.“

von der Rahmer.

Aus dem Engen und Weiten

Sängerinnen, vermeidet Künstlernamen!

Vor einigen Jahren starb ein Einwohner von Le Mans und hinterließ eine nicht unerhebliche Erbe. Leider konnte dieses nicht

zur Auszahlung gelangen, weil das junge Mädchen schon Jahre vorher den Ort verlassen und niemals wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Der Onkel der Vermählten ließ lange Zeit Nachforschungen nach ihr anstellen, doch die blieben ergebnislos, und das Erbe wurde vom Gericht verworfen. Kürzlich schickte dieser Onkel in Le Mans sein Rundschreiben auf die Pariser Operette vornehmen sollte. Gewohnheitsgemäß wurden eingangs die Namen der beteiligten Künstler bekannt gegeben. Wöhlch hörte der Mann vor dem Hauptprediger auf, denn er vernahm den Namen wählte Variet. So hielt ja seine seit zehn Jahren vermählte und eilig geliebte Nichte. Der Onkel setzte sich sofort mit dem Pariser Sender in Verbindung, und das Ergebnis war, daß es sich bei der Künstlerin wirklich um die Vermählte handelte. Hocherfreut hörte er die Variet die willkommene Nachricht und versprach, sich das unerschöpfte Erbe persönlich abholen zu wollen. Dem guten Onkel wird das sicher nicht unangenehm sein. Und die Sängerin kann sich glücklich schätzen, daß sie sich nicht hinter einem Künstlernamen verbergen hat.

Der Verein der Pantoffelhelfen.

Wir Deutschen werden zu Unrecht als das Volk der Vereinsmänner verachtet, die Amerikaner sind uns in der Beziehung noch ganz bedeutend überlegen. Nirgends an als in ihrem Lande wäre wohl ein Verein möglich, wie er sich kürzlich in Chicago gebildet hat, nämlich ein Verein der Pantoffelhelfen. Bei der Gründungsverammlung meldeten sich gleich ein paar hundert Helfer. Unter der traurigen Gestalt und halben eifrig unter großem Aufwand von Witz und Scharfzinn an der Aufstellung der Satzungen. Als wichtigste Punkte sind daraus zu nennen: Die Verpflichtung, keinerlei häusliche Arbeit zu übernehmen, es sei denn, die Frau ist durch Krankheit verhindert; einen Abend der Woche außer dem Hause zu verbringen, ohne der strengen Gesellschaftsregeln über Tun und Treiben zu folgen; schließlich die Frauen dahin zu erziehen, daß sie morgens rechtzeitig aufstehen, um das Frühstück für den Herrn und Geheißer rechtzeitig auf den Tisch zu bringen. Dieser Grundlage denkt man die Rechte des Mannes es aber dahin kommt? Man möchte daran zweifeln, wenn man weiter vernimmt, daß bei der Gründungsverammlung mehrere recht energiegelasse ausführende Damen in der Tür des Sitzungssaals erschienen, worauf eine solche Anzahl soeben Mittags geworden Männer sich von den Plätzen erhob und den kühnen Kopfes nach draußen schick. Anmitten des schäumenden Schwelgens, das den Vorgang begleitete, vernahm man nur die kräftigen Stimmen der ungeliebten Besucherinnen.

Mangan und Liebe.

Die Frage nach dem Wesen und Ursprung der Liebe ist ein bisher ungelöstes Rätsel. Die zu ihr gehörenden Weltanschauungen weichen voneinander so sehr, daß man sich nicht ohne weiteres mit der Sache beschäftigen kann. Während der moderne, jenseitige Wissenschaft Schwärmer in irgendeiner Gehirnwinde die Schuld an dem mit den Worten „zum Himmel hoch jauchend, zu Tode betäubt“ treffend gekennzeichneten Zustand zuschreiben. Vielleicht bringen die Forschungen eines namhaften Gelehrten Licht in das Dunkel. Der neuerdings die Ansicht vertritt, die Stärke der Liebesleidenschaft hänge vom Mangan Gehalt des Körpers ab. Trifft diese aus Rattenversuchen gewonnene Annahme zu, so braucht man nur die verschiedenen Organe eines Verliebten auf ihren Mangan Gehalt zu untersuchen, um der Liebe auf die Spur zu kommen.

Der triftige Grund.

Wulle will sich scheiden lassen. Wulle wandert zum Anwalt. Der Anwalt ärgert: „Wenn Sie Scheidung gegen Ihre Gattin beantragen, müssen Sie einen triftigen Grund haben.“

„Gabe ich, Herr Doktor“, nicht Wulle, „einen sehr triftigen Grund habe ich sogar.“

„Welchen?“

„Ich kann eine bessere Partie machen.“

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: C. Sank, Altena.

Frauenarbeit im Mittelalter

Von Zulu von Strauß und Torney.

Alles, was sich über die Stellung der Frau im Mittelalter sagen läßt, gilt ebenso für den bäuerlichen wie für den ritterlichen Stand. Denn die Frau des ritterlichen Dienstmannes, dem sein Herr ein kleines Lehnshaus übertrug, lebte in alltäglich häuslichen Pflichten und Sorgen nicht viel anders als eine Bäuerin während der Lebenshaltung eines großen Klostermeisters, eines freien Hofbauern häufig so breit belagert, daß sie — wie im Roman „Rudolf“ der Dorfjüdin dem nach Unterhaken fragenden Ritter berichtet — nicht erlöschenden wüsten, wenn ein Graf mit hundert Mann bei ihnen Einkehr nähme.

In dem Maße aber, wie durch fürstliche Belehnungen die großen Grundherrschaften zunamen, die Bauern dem Grundherrn zinspflichtig oder leihabhängig wurden, oder dieser selbst seine Höfen auf Bauernstellen setzte, erweiterte sich die Kluft zwischen frei und unfrei, Ritter und Hörigen, Herrn und Knecht. Die Hörigen, der genug Hände höriger Mägde zur Verfügung stehen, braucht nicht mehr selbst häuslich grobe Arbeit anzustellen, sie regiert das Hauswesen und wird ausgetrieben zur Herrin, während die Hörige selbst immer mehr als Arbeitskraft gewertet wird.

Trotzdem wäre es ein Irrtum, die Hörigkeit jener Zeit als eine Art Sklaverei aufzufassen. Wie wenig sie es war, beweisen die zahlreichen erhaltenen Urkunden, in denen freie Leute sich samt all ihren Nachkommen „mit freien ganzen freien Willen und unbedingtem und unbedingtem“ in die Hörigkeit eines Klosters oder auch eines edlen Herrn geben. Denn ebenso wohl wie eine Abhängigkeit bedeutete die Hörigkeit auch ein persönliches Zusammengehörigkeits- und Fürsorgeverhältnis, vor allem für die Hauswirtschaft, die lebenslanges Obdach, Brot und Kleidung unter ihres Herrn Dach fanden. Freilich wirkte es dem Vortritt nach selbst, wenn etwa in einer Urkunde noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein schwäbischer edeliger Grundherr erklärt, daß ich den erlösten geistlichen Herrn dem Abt und dem Konvent des Klosters zu Nachbarn haben die Frau Agnes und ihr Schwester Mahli, Degan Reinholds Sellen Tochter und ihre Kinder, die davon kommen mögen, um drei Pfund Heller.“ Tatsächlich aber war die Abhängigkeit der persönlichen Freiheit wenig spürbar, da ja der mittelalterliche Mensch an sich schon selber in der Scholle verwurzelt war und wenig nach Freizügigkeit verlangte. Der laut Urkunden häufig vorkommende Tausch von Eigenhörigen zwischen benachbarten Höfen oder Klöstern, vor allem von Hörigen Mägden, hat sicherlich mehr den Charakter eines Wagniswechsels; gelegentlich wird auch erwähnt, daß die Petreien selbst befragt werden und den Tausch „mit oeren uren Willen tagelaten und arecgeheven hebt, und al linder Angeltit ind Geuerde“. Wollten Hörige Leute auf eignen Wunsch in eine andere Gemeinde verziehen, etwa um sich zu verheiraten, so wurde das ohne Schwierigkeiten bewilligt, entweder unter Vorbehalt eines späteren Gegengangs oder gegen eine geringe Abgabe, und es wurde auch wohl urkundlich festgelegt, daß die betreffende Hörige Frau, die in die Hörigkeit der Grundherrlichkeit ihres Ehemannes überging, nicht mit erbegeben, d. h. also nicht gegen ihren Willen anderweitig vergeben oder verpfändet werden konnte. Auch Freilassungen, teils als Dank für treue Dienste, teils gegen eine gewisse Summe Geldes, kommen häufig vor.

Wie patriarchalisch die Stellung und Behandlung der Haushörigen war, geht aus Beispielen hervor wie etwa der Mägdleordnung des darfstlichen Klosters Thierhausen: „Die Diensten sollen der Willkür der Frauen gehorchen sein und Schonung gewährt.“

Gemeinsamkeit

Zwischen Geben und Empfangen

Spielt sich ab das kurze Tadeln,
Und wir streben mit Verlangen
Aus der Ferne in das Nahsein.

Unser Wirken ist Begrenzung,
Selbst im Streben klaffen Lücken;
Doch wir suchen die Ergänzung,
Ahmend in ihr letzte Brücken.

Größeres kann nie geschehen
Um den Ungelst zu verbannen,
Als: sich in dem Andern sehen
Und die Scheinkluft überspannen.

Und des Lebens tiefste Brunnen
Sprudeln froh in unser Wandern,
Wenn sich unsre Erden sonnen
In dem Sein der tiefsten Andern.

W. Müller-Gordon.

und baht in der der Kammer liegen und mit ihr niedergang und uftan, man is wecht, und die Willkür soll darob sein, das sie nichts anerkennend und sie besonders an dem Festerlag zu der Kirchen fördern und zu andern in diesen Sachen weiten und lernen, als eine Mutter in Tochter.“ Im „Rudolf“ trauert beim Abschied des Ritters das Hauszinsende mit der vereinten Mutter; sie erklebten die Wöhlch des Hofjungs bliden ihrem Herrn nach, schluchzend und weinend. Und ebeno wird bei seiner Rückkehr das Gefinde verlammt, „und keiner ist, der ohne Weisheit von Rudolfs Hand in Freuden wieder geht.“ Die Mutter des frommen Poppo von Stao wurde von ihren Dienern so geliebt, daß sie ihr bei ihrem Abschied und Eintritt ins Kloster wehklagend folgten und bis in die Wirt der Scheide warteten, die die Herrin schon von ihnen trennte.

Bei den Hörigen Bauern wirkte sich die Hörigkeit als eine Art ursprüngliches Verhältnis aus, wobei die Nacht an den Grundherrn teils in Sachleistungen an Getreide, Schweinen, Hühnern, Leinen, Schuhen usw. bezahlt wurde, teils durch Frondienst, d. h. die Verpflichtung, an ein oder zwei Tagen der Woche die Felder des Grundherrn zu bestellen, ihm Vorspann zu leisten, Holz zu fahren und dergleichen. Beim Tode des Bauern hatte die Witwe dem Grundherrn das Besthaupt oder den Sterbfall, das beste Stück Vieh des Stalles, abzutreten. Bei einer Heirat war der sogenannte Schürzengins, andernorts Frauenfeld, Hemdschilling, Brautgelden genannt, für die Einwilligung der Grundherrlichkeit — die übrigens nicht abgefragt werden durfte — zu zahlen.

An den Diensten und Abgaben hatte auch die Bäuerin ihren Anteil. So hatte sie in Kloster Staffelsee etwa ein Stück Leinen oder Wolle zu weben, Bier zu brauen oder Brot zu backen, in Kloster Lorch Tischläufer, Säcke, Kleidungsstücke zu liefern. In der Havelbrunn hatte die Hörige Bauerfrau Handarbeit mit ihren Karren zu leisten, anderwärts bei der Heuernte bestimmte Tage zu helfen oder beim Hafserschneiden Garben zu binden. Doch wird im alten deutschen Recht der Hörigen Frau, vor allem der schwangeren, der Wöhlch und der Mutter, weitgehender Schutz und Schonung gewährt.

Feldbau und Viehzucht waren aber nicht die einzige Tätigkeit der Hörigen auf den Grundhöfen, Klostergütern und Burgen des landwirtschaflichen Adels. Jede dieser Grundherrschaften war eine geschlossene Welt für sich, die für sämtliche Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Schuhwerk und Gerät selbst zu sorgen hatte. So gab es vielerlei Handwerk im Hofgebiet, und neben der eigentlichen Magdarbeit, wie Weben, Flicken, Nähen, Wassertragen u. dgl., waren auch die hauswirtschaftlichen Arbeiten ein gut Teil davon auf die hauswirtschaftlichen Frauen. Werkwüchsigkeit war nicht die Regel, das Kochen selbst wurde durch Küchenmägde besorgt, denen nur ein paar Küchenmägde zur Hilfe beigegeben wurden. Dagegen war von den Melken und Mähen, Brodbacken und Bierbrauen vor allem auch das Weben von Leinen und Wolle sowie das Schneidern und Nähen der Kleidung das Amt der Frau. So gab es auf den großen Fronhöfen stets das Frauenhaus, den sogenannten Werkhof, wo manchmal Hunderte von Frauen mit Nadeln, Spinnrocken, Flachwebern, Wirtinnen und Weben beschäftigt waren. Hartmann von Aue gibt in seinem Gedicht „Iwein“ eine Schilderung einer solchen Frauenwerkstatt, die „so still und gelat“ war wie armer Leute Werkstatt, und in der an die dreihundert Frauen, ernstlich gekleidet, um häßlichen Hungerlohn kostbare Wirk- und Stickarbeit in Gold und Seide machten.

Freundlicher gestaltet sich der häusliche Arbeitsbetrieb auf der Burg des ritterlichen Herrn, wo die Edelfrau zwischen ihren Mägen am Spinnrocken, Webstuhl oder Stickrahmen zu sitzen pflegte und sie lehrte. Auf Küchenmägde, die kunstreich zu wirken oder zu sticken mußten, hielt die Herrin so viel, daß sie gelegentlich aus diesem Grunde ihre Freilassung abschlug. Und auf die Weiber, die die gepriesenen frischen Wolltücher zu weben verstanden, wurde sogar in dem Recht einzelner norddeutscher Stämme ein um Viertel höherer Belegel gesetzt als auf andre Hörige.

Die ursprünglich vorwiegende germanische Wohnart des Einzelhofes, die sich auch in der ritterlichen Burg hinter Wall und Graeben oder auf steiler Bergkuppe fortsetzte, hatte sich in der Dorfsiedlung noch eine gewisse Weite bewahrt. In der Gassenenge der aufwachsenden Städte aber, die für ausgedehnten Wirtschaftsbetrieb nicht Raum genug ließ, wurde mit der Wirtschaft des Einzelhofes auch das Leben der Frau ein anderes. Es war nicht mehr möglich, wie auf dem ländlichen Einzelhof, alle Lebensbedürfnisse selbst zu beschaffen, und herzustellen; das Handwerk löste sich in den Städten vom einzelnen Hausbetrieb und bildete eine neue selbständige Schicht. Außer den Hörigen Handwerkern des städtischen, adeligen, geistlichen Grundherrn kommt dem Handwerk reichlich Zugang von außen, und schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts begegnen wir den ersten Zusammenschlüssen von Handwerkern desselben Gewerbes zu Zünften und Bünden mit eigenem Geßez und streng gebundener Organisation.

Mit den Anfängen der Zünfte setzte eine neue wirtschaftliche Entwicklung ein, die in immer steigendem Maße der Frauenarbeit unangenehm wurde. Nicht nur, daß der Mann in das bisherige Arbeitsgebiet der Frau einrückte, daß die Zünfte der Tuchweber, Leineweber, Schneider entstanden, es kam auch in der Fortbewegung sehr bald und deutlich das Handwerk auf, die Frau aus dem selbständigen Handwerk herauszuverdrängen oder wenigstens auf untergeordnete Hilfs- und Handlangerdienste, z. B. Wollkämmen, Garnziehen, Spulen, zu beschränken, wie es in wenig späteren Zeiten die häufigen Eingaben der Zünfte klar ausdrücken, die von der Obrigkeit Einschränkung oder Verbot der Frauenkonkurrenz im Handwerk verlangten.

Wenn so einerseits die wirtschaftlichen Interessen der Abwehr der Frauenarbeit klar zu

April Skizze von Paul Richard Heppel

Sie hatten sich gekannt und wußten nicht, warum.

Es war aber auch dumm, bei diesem Regen weiter ein ernstes Gespräch zu beginnen. Da sollte ein Wort bedeutungsvoll klingen und einen Gedanken wecken, aber Eva hatte gerade auf ihren Schirm zu achten, an dem der Wind zerrie. Oder es kam eine große Wölfe, und sie mußten weit auseinandergehen, ein Satz zerfiel und wurde nicht wieder begonnen. Und wie sie sich vor Evas Hause trennten, hatten sie beide das Gefühl einer Verstimmung, die nur bei Werner noch etwas länger anhielt, weil er den weiten Weg zurück allein gehen mußte.

Am nächsten Tage schien die Sonne. Jank? Wer dachte noch daran? Sie hatten sich etwas erzählen wollen, und das Wetter verhinderte es — das war alles. Sie telefonierten mit einander, daß sie sich am Abend sehen wollten. Am Abend gab es keinen Sprühen.

Und das das eine Weile so blieb, legte sich schließlich in dem Maße der Eindruck fest, als verlöre er immer mehr den Zusammenhang mit dem Mädchen, den er gerade jetzt nach einem mit Freude nicht reich geglaubten Winter neu gewinnen wollte. Auf den kurzen gemeinsamen Wegen in der fröhlichen maderden Wetter kamen sie einander nicht näher, und es schien auch zwecklos, in der Ecke einer durchwärmten Kordilorei aus kleinen Verstimmungen und Mißverständnissen die Wochen zu einer unbefangenen Unterhaltung zusammenzuführen.

Jetzt kommt noch der lange April", sagte Eva. "Aber es wird ja nicht immer regnen. Wir müssen warten, Werner."

Warten — das hatte er so oft gehört. "Müssen wir davon abhängig sein, wenn das Wetter launisch ist?"

Doch, Werner. Sieh mal, wenn ich mit Dir zusammen bin, so ist es beglückend. Aber wenn ich friere, kann ich kein vernünftiges Wort sagen, ja, wenn wir weit fortjahren

könnten, irgendwo hin, — schon Frühling ist...

Das klang sehr lieb und machte Werner froh. Wenn sie selbst den Wunsch hatte, mit ihm in den Frühling zu fahren, war doch alles gut, und manche bange Frage, die der Winter aufkommen ließ, erledigte sich damit. Aber da nun hin und wieder auch die Sonne durchkam und ungewohnte Lichter auf Dächer und Straßen legte, für eine kurze Stunde von grünen Bäumen und sonnigen Feldwegen erzählend, wollte Werner das Wort "Warten" gar nicht in den Sinn. Würde Eva ihn jetzt manchmal allein beobachten können, sich über seine gute Stimmung freuen. Aber sie sah ihn in den kommenden Tagen nur selten, er hatte so viel vor, und es schien ihm nicht einmal leid zu tun. Das war neu und ungewohnt an ihm.

"Höchst Du mich heute ab?" fragte sie ihn einmal am Telefon.

"Es sieht so trüb aus — warten wir doch noch."

Da hing sie ab und war traurig.

Aber als der letzte Sonntag des Aprils heran kam, sagte Werner: "Morgen fahren wir fort, ja? Ich glaube, uns beiden wird die frische Luft gut tun."

Und als hätte die Sonne nur darauf gewartet, machte sie am Sonntag die Welt ganz hell. Neugierig fanden Eva und Werner am Fenster ihres Eisenbahnabteils, sahen wirklich schon Blättchen an den Bäumen und grüne Felder, liegen irgendwo aus und warderten, lachten über die Enten in einem Dorfteich und aßen in einem Gasthause Mittag.

Dann standen sie plötzlich vor einem weißen Gartenzäun, eine Tür öffnete sich, ein Kieselweg führte nach einem kleinen, bunten Sommerhause. Da drehte Eva sich um, legte die Hände auf die Schultern des Freundes, ihre Augen glänzten vor Überraschung und Freude, aber sie konnte sie nicht.

Und es war ja auch so einfach, wie Werner alles erklärte. Das hier hatte er gekauft, selbst daran gearbeitet. — Das also war es gewe-

sen, weshalb er vorher für sie keine Zeit fand.

Jetzt mußte sie sich das alles ansehen, ob es ihr auch gefalle, und dann könne sie einen guten Kaffee kochen.

"Ist das alles wahr?" fragte Eva, und ihr Gesicht war wunderbar still geworden.

"Glaub's doch schon!" sagte er heiter und führte sie an den Schaltern in das Haus.

Aber ehe der Kaffee fertig war, fing es an zu regnen, und sie schenken sich in die Fensterrede, von der aus sie den kleinen Garten übersehen konnten.

"Nun kannst Du jeden Sonntag hier sein, wenn Du magst", sagte Werner.

"Auch wenn es regnet!" Der Regen stimmte Eva gar nicht mehr trübe. "Und jeden Sonntag werden wir nachsehen, um wieviel mehr die kleinen Bäumchen oder die Sträucher da draußen gewachsen sind. Du, das ist herrlich, mit ansehen zu können, wie allmählich der Frühling kommt, dann..."

Sie hatte etwas sagen wollen, aber sie hielt doch inne; und Werner hatte wohl den innigen Klang herausgehört, der mit Schwung und leise verriet: Dann ist auch wieder mehr Liebe und Zuneigung da. —

Es war schon Abend, sie hatten sich viel erzählt und nicht auf die Zeit geachtet, viellecht sogar alles vergessen, was draußen vor den Fenstern war; da legte Eva die Arme um den Hals des Mannes und sagte: "Hätte ich nun nicht recht, wenn ich sagte: Es wird alles wieder besser, wir müssen nur warten?"

Da streckte Werner leise das Gesicht des Mädchens und dachte: Du abnungsloses Kind! Hätte ich nicht Tag und Nacht gearbeitet, nicht mit jedem Hammerschlag eine Soffnung in mir befestigt, mit jedem Federstrich eine neue Verwirrung mir gegeben — wer weiß, was heute wieder! Warten allein macht müde und bringt auseinander. Entgegengehen muß man dem, was man erwartet und sucht.

Aber zu sprechen brauchte er nun nicht mehr davon.

Und da nahm der Zollbeamte die zwölf

Kästen in den Arm und ging damit dicht an die hohe Stahlwand des Dampfers heran. Frau Robbins, ihr Mann und zahlreiche Freunde bildeten einen Zug und marschierten hinter dem Beamten her. Der schmetterte nun eine Fläche nach der anderen gegen die Vorderwand des Dampfers. Jeder Wurf wurde von einem feierlichen reißenden Hurra der Demonstranten begleitet. Natürlich gab es keinen einzigen Journalisten im Hofen, der diesen großartigen Stoff in mehrfacher Beziehung nicht für seine Zeitung gekapert hätte. Auch die Arbeiterpartei fürstete sich auf diese lustige Szene. Der Kapitän des alkoholischen Schiffes mußte ebenfalls noch seine Meinung sagen und sagte sie dahin zusammen: "Schiffe sind edle Wesen, die eigentlich nur mit Champagner getauft zu werden pflegen. In Rücksicht auf die Güte der zur Anwendung gekommenen Flüssigkeit, von deren Richtigkeit mich ein Blick auf die trauererfüllten Züge des Zollbeamten überzeugte, will ich von Weiterungen gegen den Wortschatz meines Dampfers durch die Zollbehörde absehen."

So erreichte Frau Robbins ihren Zweck. Sie lieferte eine sehr wirkungsvolle Demonstration gegen die Verbotsgeheißung; denn schärfer als der best begründete sachliche Einwand wirkt immer noch die Lächerlichkeit.

Das neue Daheim (67. Jahrgang, Nr. 29) zeigt prächtige Farbaufnahmen aus dem Pergamonmuseum in Berlin. Dessen Entdeckung dankt Dr. Albert Jppen. Einen "Rückblick auf den Theaterwinter" gibt Hans Caspar von Robeltitz. Zum Beginn der zahlreichen Veranstaltungen des "Offjahres 1931" erzählt Rorbettenkapitän Busch vom großen Flottenbesuch in Swinemünde. Louise Viel berichtet "Neues aus dem Heim der Amerikaner". G. Mitteladler schildert eine erschütternde Tragödie an der Bildtränke" im afrikanischen Busch. Einem "annenden Kapitel des neuen großen Romans "Eunanie im Fegfeuer" von Max Dreger folgt die Novelle "Im Spiegel" von M. Kind. Die unüßbare, Schicksalsverurteilung von Stadt und Land" wird in einem Aufsatz von Dr. Hans Siegfried Weber überzeugend dargestellt. Das Frauenheim gibt modische und hauswirtschaftliche Ratschläge. Rätzel, Familienfisch und der unfaßbare Anzeiger des Daheim erweitern den vielseitigen Inhalt des schönen Festes. Besonderes Lob verdienen der reiche Bild- und die ganzseitige wertvolle Kunstbeilage.

Wenn die Motten kommen

Die kleine, unscheinbare Motte ist die gefährlichste Feindin der Hausfrau. Die Motte selbst, d. h. das fliegende Insekt, richtet fast keinen Schaden an, weil sie nur eine kurze Lebensdauer von kaum einem Monat hat. Die Gefahr besteht einzig darin, daß die Motten an Woll- oder Pelzjachen ihre Eier ablegen, und daß sich aus diesen Eiern kleine Mottenraupen entwickeln, die eine ganz unglaubliche Gefräßigkeit an den Tag legen. Die Ablage der Eier erfolgt meist in den Monaten Juni und Juli — es muß also schon zeitig, am besten im Monat Mai, daran gedacht werden, die Sachen "einzumotten".

Bei guter Aufmerksamkeit ist es für die Hausfrau eine Kleinigkeit, sich gegen Motten- und Dunkelheit — sie haßten Luft und intensive Gerüche. Diese Sympathien und Antipathien müssen als Grundlage für die Bekämpfung gelten. Der Hausfrau ist es anzuraten, alle Winterjachen in Zwischenträumen von 3-4 Wochen ans Licht zu holen, sie tüchtig zu klopfen, zu büsteln und alle Fleckstellen sorgfältig zu beseitigen.

Wolljachen müssen tüchtig ausgebürstet werden, und erst noch mehrere Tage der Zugluft oder der Sonne ausgesetzt werden. Dann werden sie mit einem guten Mottenmittel wie Kampfer, Naphthalin, Mottenwurzel, Mottenpulver und dergleichen mehr versehen, dicht mit Zeitungspapier eingehüllt, und in eine luftdichte mit Blech ausgelegene Mottenkiste gepackt. Es erfüllt jede andere Kiste, mit Wachstuch versehen, ebenfalls ihre Dienste.

Die Wintergarderobe, wie Kleider und Mäntel, sollten am besten in einen Extra-Schrank gehängt werden, der vorher gründlich mit einem feuchten Lappen gereinigt wurde. Ein völliges Auskleiden mit Zeitungspapier an den Wänden, das mit Klebkleben befestigt werden kann, ist anzuraten. An die Bügel jedes einzelnen Kleidungsstückes kommen nun noch Säcken mit Mottenschutz — ebenso füllen wir die Taschen der Mäntel auch mit solchen Schutzmitteln. Von Zeit zu Zeit muß auch dieser Schrank nachgesehen werden — die Sachen müssen immer etwas geschüttelt werden.

Will man Pelze selbst einpacken, verfähre man folgendermaßen: Zunächst muß der Pelz auf der Innenseite gut geklopft werden. Dann legt man ihn vollkommen glatt auf das Bügelbrett und entfernt mit Zeitungspapier, das man zu einem Ball rundet, jede Uneinheitlichkeit. Jetzt hängt man den Pelzmantel auf einen mit Seide gut bezogenen Bügel, schließt den Mantel ganz und befestigt Kampfer oder Mottenmittel, welches man in ein Mullbeutelchen getan hat, am Futter, Kragen, an den Ärmeln — kurz — in solchen Mengen, daß der Geruch scharf genug ist. Der sogenannte Schutzack aus Zeitungspapier, den man sich selbst herstellen kann, nimmt ihn nun auf. Dieser Sack ist an der Seite zu öffnen, besteht aus starkem Papier mit einem Holzbügel, der einen Sack im Innern trägt. An diesen hängt man den Bügel, auf welchem der Mantel hängt, gut auf. Der Papierack ist so lang, daß unten noch viel Raum bleibt — hier schüttet man tüchtig Naphthalin der Sicherheit wegen hinein. Der Sack muß natürlich fest verschlossen werden. Es ist gut und ratsam, die Hülle alle 4 Wochen nachzusehen.

Ehe man in den Sommermonaten verreist, müssen die Teppiche und Polstermöbel einer gründlichen Reinigung durch Klopfen unterzogen werden. Dann legt man recht viel Zeitungspapier darüber und bespricht das Ganze mit feinstem Terpentinöl, das keine Flecken verursacht. Polstermöbel werden dann mit reinen fest umhüllt, Teppiche werden mit Zeitungspapier belegt und gut zusammengerollt. So gut verpackte und geäuberte Sachen werden nie von Motten vernichtet werden.

Fr. Feldmann.

Ist die Frau klüger oder der Mann?

Abgesehen von der Relativität des Begriffs Klugheit ist es ganz interessant, sich einmal über dieses Verhältnis zwischen Mann und Frau zu unterhalten. Schon das Aufstehen der Frage beweist, daß im gewissen Sinne mit der Klugheit der Frau zu rechnen ist; niemand wird diese der Frau, vornehmlich der heutigen, absprechen können. Aber — berechtigt die Feststellung der Klugheit dazu, sagen zu dürfen, die Frau sei klüger als der Mann?

Um es vorweg zu sagen: es ist falsch, zu behaupten, die Frau sei klüger als der Mann. Der Ursprung dieses Gedankens ist zweifel-

Erwachen in der Nacht

Rond vom Fenster weckte mich, Schlafgebehrte Augen ringen, In der Blässe festerlich Ahn' ich neue Träume schwingen.

Da und dort ein Hell und Weiß, Hinter allem blaue Schwärzen, Glasig spiegelndes Geglück, Teufelschwanz und fromme Kerzen.

Aus dem Hell und Dunkel baut Traumgeist schwebende Paläste, Block und Weil, bekränzte Braut, Tänzerinnen, Räusche, Feste.

Und die Seele reißt entzückt In den morchen Wirklichkeiten, Um hinüber neu beglückt In ihr eigenes Reich zu gleiten.

Hermann Hesse.



ohne in der früheren Reife des Mannes im Gegensatz zum Knaben zu suchen. Das Mädchen ist offener, anfänglicher, lenkt eher die Aufmerksamkeit auf sich, als der unbeholfene, edige Junge. Ersteres magt eher ein eigenes Wort und gibt Vergleichen Ausdruck, während der Knabe seine Beobachtungen für sich behält und infolge seiner erkannten Unsicherheit unbeholfener ist. Erst mit der fortschreitenden Entwicklung gleicht sich der (einbare) Vortritt aus, wird vom männlichen Geschlecht überholt, soweit man von einem Ueberholten sprechen kann, denn die Entwicklung der Frauenklugheit geht jetzt ganz andere Wege (abgesehen von Frauen, die einen Beruf, und zwar aus Selbstzweck, ergreifen). Sie macht sich den dem weiblichen Geschlecht ureigensten Spürsinn in Verbindung mit einer fau-...fen Kombinationsgabe zunutze. Beides sind Eigenschaften, die im vollkommenen Naturgesehens, der viel erdverbundeneren Frau unbedeutend näher liegen, als dem Mann. Sie fußt, meist innere Vorgänge, spürt Verbindungen und kombiniert daraus Weiterungen, die sie geschickt zu verwenden ver-...ht. Dieses alles aber hängt nicht mit Klugheit (im Sinne von Schulung oder Begabung) zusammen, sondern ist besondere (weibliche) Eigenschaften, die beim Manne in viel geringerem Maße vorhanden sind und im Bedarfsfalle erst von ihm ausgebildet werden müssen. Es ist selbstverständlich, daß die Frau dem Manne (sei es Gatte, Sohn) instinktiv von ihren Beobachtungen Mitteilung macht. Dem hochgebildeten, sehr oft aber einseitig (infolge seines Berufes) orientierten Manne ist diese Unterbreitung natürlich höchst willkommen, hält er dadurch doch seine Energien für positive Arbeit frei. Der Nutzen daraus kommt ganz erheblich beiden Beteiligten zugute. Hier liegt nun bei der Unmündigkeit der Frau, anzunehmen, der Mann verdanke seine Erfolge der weit "klügeren" Frau. Unrichtig aber, wie gesagt, ist es, die Frau aufgrund der geschilderten Eigenschaften als die Klügere zu bezeichnen. Hinzu kommt noch die Tatsache, daß in hervorragendem Maße eigene Intuition. Gerade unkomplizierten, bescheidenen Frauen ist diese Gabe in besonderer Stärke von Natur aus gegeben und sie ist der Schlüssel zu den Erfolgen, die sich bei ihnen oder bei den von ihnen umgebenen Männern einstellen. Es ist erstaunenswert, zu beobachten, wie manchmal großlinig, fast unbegabt aussehende Frauen auf hervorragenden Köpfen wandeln, und doch ist nichts erklärlicher als das. Sie folgen dem, was sie unbewußt einfach ihrer Intuition, die sie Schwierigkeiten aus dem Wege gehen und Vorteile benutzen lieh.

Noch eins ist hier zu streifen. Man ist bei oberflächlicher Betrachtung oft geneigt, die Intuition klugen Frauen eine gewisse Raffinesse anzudichten. Wie vollkommen falsch diese Beobachtung ist, erklärt sich aus der Naturlichkeit ihres Wesens. Würden viele Frauen ihre inneren Stimme und ihr natürliches Gefühl mehr beachten, wie es ihre weibliche Art vorschreibt, dann würde die Intuition längst in weiterem Umfange diese Sonderheit der Frauen richtig erkannt haben. Abgesehen von den überall zu findenden Ausnahmen ist es möglich, unter den Eigenschaften zwischen Mann und Frau Vergleiche anzustellen. Beachten wir lieber das Naturgemachte, das eine Vollendung erst in der Vereinerung der Geschlechter anstrebt. Darin wird auch die klarste Beantwortung unserer Fragen liegen.

Jörns Uhal.

Moderner Dienst am Kunden

"Der Kunde ist der König!" ist jetzt allgemeine Parole. Um ihn zufriedenzustellen, manche Betriebe ihr Personal sorgfältig in eigenen Lehranstalten. Die "Barenhaus-Institutur" ist eine moderne Erscheinung. Die vom Geschäft angestellte "Kundin", die in Wahrheit eine Kontrolle für das Personal ist, ist eine gefürchtete Persönlichkeit. Dagegen sind die Kaufhaus-Kinderstuben mit der Kindergärtnerin und mit schönem Spielzeug die Freude von groß und klein, ebenso wie die Autos und "Tiere" als Sitzgelegenheit im Kinder-Griffsalon. Das Krankenzimmer dient Angestellten und Kunden gleichermaßen.

Einrichtungen ganz besonderer Art haben manche Großhändler geschaffen. Da... der "Kundenbegleitdienst", d. h. die Dame, die den Lager zu Lager beratend mitgeht. — In der Wohnberatungsfirma macht ein Architekt verbindlich Vorschläge für die Auswahl der Möbel, Teppiche, Gardinen usw., während eine Dame beratend beim Kauf der Hausparade tätig ist.

Gehr begrüßenswert ist die "Modeberatung", die z. B. bei der Auswahl der Stoffe nebst Zutatent behilflich ist und "Reiseberatung" für Hausfrauen und Berufstätige ausgearbeitet hat.

In der "Reiseberatung" kann man sich ganz persönlich gehaltenen Vorschläge für die Ferienreise machen lassen. Zuletzt kann man noch im Bedarfsfall umsonst einen Schirm entleihen, falls es regnet!

Charlotte Reichel.

Zur Geschichte des wieder modernen Handschuhs

Mit der Verweiblichung der Linie des Frauenkleides kommen wir zu einer neuen Handschuhmode. Der Handschuh war für die Generation unserer Mütter ein notwendiges Kleidungsstück. Am Handschuh erkannte man die Dame vom Welt, mochte das Kleid auch nicht ganz auf der Höhe sein, "Bien gantee und bien chauffee" war das Wahrzeichen der vornehmen Frau. Während man im späten 19. Jahrhundert die Handschuhe trug, bevorzugte die Mode seit der Einführung der Glacefabrikation den Lederhandschuh. Zuerst galt derselbe noch als Kurios, die einfache Frau trug Handschuhe aus Wolle und Jutrin, wie noch heute. Als besonders elegant galt der Glace-Josephinehandschuh, der einen besonders komplizierten Schnitt hatte, so daß die Zeilenarbeit möglich. Die Glacefabrikation kam aus Frankreich und wurde erst Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland eingeführt, und zwar durch die französischen protestantischen Emigranten. Heute wird die Jahresproduktion in Deutschland auf 10 Millionen Paar geschätzt.

Der Wildlederhandschuh, auch Giraf oder Wildlederhandschuh genannt, wurde noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vom Zufriedener selbst genäht. Heute werden maßgefertigte Personen beim Nähen gar nicht mehr beschäftigt, während der Lederchnitt von Männern beorgt wird.

Nach Einführung der Maschine wurde zuerst der Handschuhschnitt maschinell betrieben, denn man fand bald heraus, daß der mit der Maschine geknüpfte Handschuh sehr viel akkuter und gleichmäßiger war als der mit der Hand geknüpfte. In Deutschland werden heute im allgemeinen alle Handschuhe mit der Maschine geknüpft, während man in Frankreich, Belgien und der Schweiz noch viel nach dem Alter der Leder zu verarbeiten ist. Das Nähen geschieht zum großen Teil in Heimarbeit und wie schon gesagt, durch Frauen. Das Nähen der Handschuhe ist eine sehr komplizierte Arbeit. Man braucht für die verschiedenen kurzen Nähte oft verschiedene Maschinen, so daß oft die Arbeit auf verschiedene Arbeiterinnen verteilt wird.

Die Geschichte des Handschuhs geht zurück bis in das 12. Jahrhundert. Der Clerus trug einen großen Luxus mit Handschuhen. Man fertigte dieselben aus Samt in leuchtendem Violett, bestickte sie mit Perlen und Edelsteinen, und trankte sie mit den edelsten Parfümen, die aus dem Orient kamen.

Der Handschuh, wenn er nicht im Winter einfach zum Warmhalten diente, war immer nur halb Bekleidungsstück, halb Trachtenumkleide; so gehörte er zum Wildschuhschleier, so war ein notwendiger Bestandteil der ritterlichen Rüstung, wo er allerdings auch aus Stahl gefertigt, die Hand schützte. Bekanntlich spielt der Handschuh im ritterlichen Leben des Mittelalters eine wichtige Rolle. Man denke

Tagen treten, so spricht auf der anderen Seite auch jene ursprüngliche Art germanischer Denken darin mit, daß die Welt von jeher nur eine Männerwelt, das Recht ein Männerrecht sein konnte, zu dem die Frau nur in einem Schutzverhältnis stand. Diese, als Frau, Tochter, Hörige stets in Abhängigkeit und häuslicher Gebundenheit abgegliedert, konnte sich, zumal als Einzelne und außerhalb der Ehe, schwer in dieser neuen wirtschaftlichen Ordnung Geltung und Lebensunterhalt schaffen. Freilich blieb ihr immer das Kloster als Zuflucht, Verpflegung und Arbeitsstätte; denn auch in den Arbeitsstufen der Nonnen wurde am Weibstuhle und Nähstich mit Spindel und Nadel fleißig geschäft, und manche Frauen waren weithin berühmt für kostbare Stickereien und Bilderteppiche oder kunstvolle Schreinarbeit.

Aber nicht jede fühlte sich geschaffen für die Strenge des klösterlichen Lebens und völlige Enttarnung der Welt, abgesehen davon, daß die meisten Klöster jetzt bei der Aufnahme schon eine Auswahl verlangten und dadurch den Vermerken vertrieben blieben. So entstanden bald nach den Anfängen der Zünfte, etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts, die ersten "Samenungen" von Frauen, die sich zusammenfanden zu gemeinsamem Leben, vor allem gemeinsamer Arbeit, ohne doch der Welt gänzlich zu entzogen oder klösterliche Gelübde auf sich zu nehmen. Der Name Beginnen, dessen

Die Frau hat die Hand am Hebel der Wirtschaft! Wer es noch nicht wußte, den muß die neue Sondernummer der "Deutsche Frauen-Zeitung" es lehren! "Die Frau kauft ein" nennt sich diese Nummer, die mit Hilfe hervorragender Vertreter des Wirtschaftswissenschaftlichen einmal alle Konsequenzen aus der Tatsache zieht, daß 80% unseres Volkseinkommens durch die Hände der Frau gehen. Die Macht der Käuferin und die Möglichkeiten der Käuferin, ihre Talente und ihre Sünden werden da in eindringlichem Wort und ausdrucksvollem Bild ans Licht gebracht, Einkaufsberatung und Auskunftsdienst geboten und dabei flemend die Kenntnisse der Hausfrauen auf dem Gebiete der Warenkunde bereichert. In unserer Zeit, da jede Vergeudung des Volkseinkommens sich wie ein Verbrechen auswirkt, muß das als ein wahrer Segen angesehen werden. Die Sondernummer "Die Frau kauft ein" (doppelstark) erscheint am 23. April. Sie gehört in die Hand jeder pflichtbewußten Hausfrau! Für 40 Pf. kauft man sie in den Buchhandlungen oder beim Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Ursprung geschichtlich unsicher ist, kam vor allem in den Niederlanden auf, anderwärts hießen sie Seeschwester, Mantelfräulein, griffe oder blaue Saiten nach der Farbe ihres Anzugs. Bisweilen waren es anfangs nur vier oder fünf Schwestern, die unter einer selbstgewählten Meistarin oder "Martha" eine Werkstatt aufmachten, unter der Bürgerlichkeit wohlgeleitet als gar schweigsame, einfältige, gutgezeigte Frauen und wegen ihres Fleißes geschätzt. Später entstanden dann in den niederländischen und rheinischen Städten die großen Beginnenhöfe, die mit ihren vielen Einzelstücken oder Stuben Hunderten alleinlebender Frauen Obdach und Arbeit schafften.

Das Trankopfer einer fröhlichen Frau

Von Ferdinand Reichstein.

Amerika lacht über eine lustige Zollgeschichte, die von einer scharfen Gegnerin der Verbotsgeheißung herbeigeführt wurde. Frau Gerbert D. Robbins, die Gattin eines Fabrikanten der chemischen Industrie, kehrte von einer Europareise zurück. Im New Yorker Hafen forschte ein Prohibitionsbeamter der Zollverwaltung auch nach jenen Getränken, die von europareisenden Amerikanern so gern mit nach Hause genommen werden. Frau Robbins machte kein Geheimnis daraus, daß auch sie sich etwas Rasses aus Europa mitgebracht habe, und verwickelte den Zollbeamten in folgendes launiges Zwiegespräch:

"In diesem Koffer hier habe ich zwölf Flaschen eines sehr guten Likörs."

Zollbeamter: "Aber Sie wissen doch, daß Sie so etwas nicht einführen dürfen."

Die Frau: "Ich habe das auch gar nicht beabsichtigt. Wenn ich den Wunsch zum...ungeln gehabt hätte, würde ich Ihnen das doch gar nicht erzählt haben."

Der Beamte: Den Koffer öffnend: "Es scheint tatsächlich eine besonders gute Marke zu sein. Aber ich muß die Flaschen beschlagnahmen."

Die Frau: "Weiter möchte ich ja nichts!"

Der Beamte: "Aber ich beoreife nicht, weshalb Sie diese Beschlagnahme veranlassen."

Die Frau: "Das will ich Ihnen gern erklären. Ich bringe diesen Alkohol mit, um meinen beschiedenen Beitrag zum Wohlstand gegen die Prohibition zu liefern. Bitte, tun Sie Ihre Pflicht."